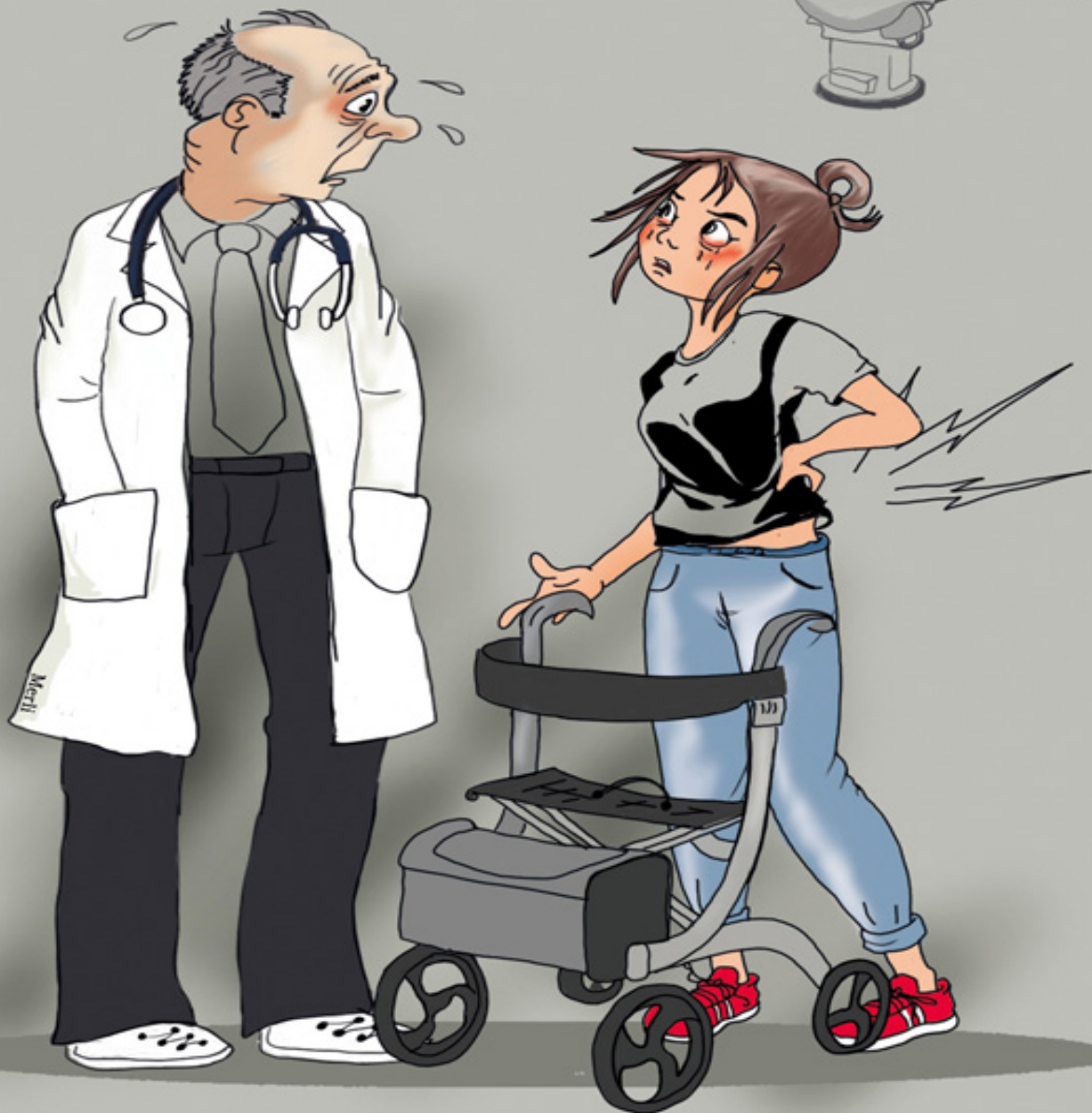
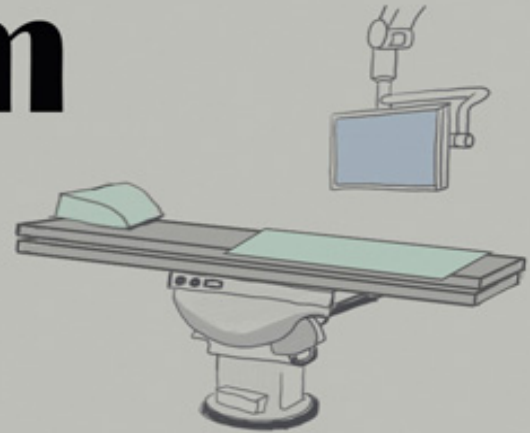


Der Feind in meinem Rücken

Petra Winter
Medizinische Autobiografie



Inhalt

Vorwort

Rückblick: "Gefangen im Ärzte-Dschungel".

Kapitel 1 Freud und Leid

Briefumschläge mit einem schwarzen Rand

Frankfurter Buchmesse 2018

Weihnachten 2018

Kapitel 2 Ein schwarzer Tag in meinem Leben

Kapitel 3 Schöne Aussichten

Kapitel 4 Hoffen und Bangen

Kapitel 5 Das Gesundheitssystem

Das Netzwerk.

Meine Fee ist sicher verstorben

Wirbelsäulenspezialist in Kleinmachnow

Kein Kallus in Sicht

Kapitel 6 Die Qual der Wahl

Das System zwingt mich langsam in die Knie

Universitätsklinik zur Kontrolluntersuchung

Erneute Operation am Bein

Abschlussuntersuchung in der Uniklinik

Mein Befinden lässt zu wünschen übrig

Kapitel 7 Die Rückenoperation

Gedankenversunken auf der Heimfahrt

Corona ist in aller Munde

Kapitel 8 Zehn Jahre Hoffen und Bangen

Zur Nachuntersuchung im Krankenhaus

Berliner Taxifahrer, ich werde Euch vermissen!
Zu guter Letzt

Danksagung:

Literatur- Empfehlungen

Die Autorin Petra Winter

Bisher veröffentlichte Titel:

Vorwort

November 2018: Ich veröffentliche mein erstes Buch mit dem Titel "Gefangen im Ärzte-Dschungel". Darin beschreibe ich meine lange, oft leidvolle Odyssee zwischen Krankheit und gelegentlicher Aussicht auf Genesung, umgeben von den Abgründen des öffentlichen Gesundheitssystems und Hoffnung auf einen medizinischen Durchbruch.

Zu diesem Zeitpunkt ahne ich nicht, dass ich noch einen zweiten Teil schreiben werde.

Denn meine immer noch unerkannte Krankheit lässt sich nicht abschütteln. Sie scheint wie ein Fluch. Ihre Auswirkungen zwingen mich immer öfter in den Rollstuhl. Alle Bemühungen, einen Arzt zu finden, der eine korrekte Diagnose stellt, sind vergeblich.

Es scheint, als würde ich bis zu meinem Lebensende Schmerzen und körperliche Behinderungen ertragen müssen. Als käme ich vielleicht nie mehr aus dem Rollstuhl heraus. Aber das will ich nicht! Noch lebe ich, noch kann ich kämpfen! Ich beschließe, alles zu versuchen, um wieder gehen zu können.

Und während ich um meine Gesundheit kämpfe, schreibe ich das zweite Buch. Ich mache neue, noch schrecklichere Erfahrungen mit unserem Gesundheitssystem, das besser Krankheitssystem heißen sollte, so sehr hinkt und schwächelt es.

Ich treffe neue Ärzte, die manchmal nicht weniger hilflos sind als ich. Es stellt sich heraus, dass meine Odyssee noch lange nicht zu Ende ist. Diesen Weg beschreibt (Der Feind in meinem Rücken).

Ein Buch zum Mitleiden und Mitfiebern, aber auch ein Leitfaden für Menschen, die noch wenig Erfahrung mit Ärzten und dem Gesundheitssystem haben und erfahren möchten, was auf sie zukommen kann.

Rückblick: "Gefangen im Ärzte-Dschungel".

Im Dezember 2009 - ich bin 56 Jahre alt - ich kann von einem Tag auf den anderen nicht mehr ohne Rollator laufen.

Daraufhin folgen zwei Operationen an der Lendenwirbelsäule, die als Ursache für die Beschwerden angesehen wird. Erschwert wird das Ganze durch meine Grunderkrankungen: ein bullöses Lungenemphysem, eine multiple Sklerose und eine Medikamentenallergie. Alle Eingriffe müssen deshalb als Wachoperationen durchgeführt werden - eine schauerliche Erfahrung.

Während der folgenden schweren Jahre kommt es dreimal zu einer scheinbaren plötzlichen Heilung. Von einem Augenblick zum anderen kann ich wieder laufen. Meine Schmerzen sind wie weggeblasen. Ich kann springen und tanzen und mir ist auch nicht mehr andauernd schwindelig. Es fühlt sich an, als wäre mein altes Leben schlagartig wieder in meinem Körper eingezogen.

Ich könnte vor Glück laut schreien, aber dann ist es ganz plötzlich wieder vorbei - als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Bleierne Schwere erfasst erneut meinen Körper, presst die Füße auf den Boden und zwingt mich wieder an den Rollator.

Wieder mache ich mich auf die Suche nach einem Arzt, der den Schalter findet und mir wieder zu einem Leben ohne Schmerzen, Lähmungen und Schwindel verhilft.

Doch das heutige Gesundheitssystem und viele Ärzte sind heillos überfordert, balancieren ständig hart am Abgrund, hinter dem das Leiden der Patienten lauert. Zehn Jahre lang versuche ich, mich durch diesen Dschungel zu kämpfen, immer pendelnd zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Und während ich alles aufschreibe, fegt es mir oft die Buchstaben vom Blatt, so unglaublich ist, was ich erlebe.

Kapitel 1 Freud und Leid

Es ist mühselig, immer wieder Ärzte aufzusuchen, die entweder fachlich nicht in der Lage sind, sich für eine Kassenpatientin weit aus dem Fenster zu lehnen, oder die vom bestehenden Gesundheitssystem nicht ausreichend bezahlt werden, um sich so einen Klotz wie mich ans Bein zu binden.

Zum Glück habe ich drei Ärzte an meiner Seite, die für mich alle Steine aus dem Weg räumen, die mir die Krankenkasse in den Weg gelegt hat. Es handelt sich um meinen Hausarzt, meinen Neurologen sowie den Lungenarzt. Sie schauen mich oft traurig an, wenn ich ihre Praxis verlasse; ich habe immer das Gefühl, sie möchten mich persönlich irgendwo hin begleiten, wo mir geholfen wird. Alle von ihnen vorgeschlagenen ärztlichen Kontakte waren bisher nicht von Nutzen für mich. Manche Arztbesuche erwiesen sich als so sinnlos, dass ich sie hier nicht weiter erwähnen möchte.

Ich schleppe mich irgendwie durch das Jahr 2018. Ich bin schon sehr verzweifelt und unfähig, mich aus dieser Umklammerung zu befreien, die mir Rücken sowie Beine fesselt. Ich kann ernsthaft nur zwei Schritte laufen, ohne mich festzuhalten, ansonsten strauchele ich und drohe zu stürzen.

In meiner rollstuhltauglichen Wohnung kann ich mich überall ohne Schwellen frei bewegen, obendrein mit dem Fahrstuhl die Straße erreichen. Auf der Straße kann ich nur am Rollator einige Schritte laufen, aber zum Glück kann ich noch Auto fahren. Mein Auto ist das Tor zur Freiheit, damit pese ich durch die Gegend. Jeder, der mich sieht, denkt sicher: Na, die ist ja für ihr Alter noch gut drauf! Aber wenn

ich aussteige, klammere ich mich am Auto fest, klappe den Fahrersitz nach vorne, zerre meinen Rollator aus dem Auto.

Bis ich das Gerät einsatzbereit habe, stehe ich noch schwindelig mit zittrigen Beinen neben dem Auto. Erst wenn er auseinandergeklappt ist, durchströmt mich das Gefühl von Sicherheit, nicht zu stürzen. Dass ich noch arbeiten kann, ist nur machbar, weil ich einen behindertengerechten Arbeitsplatz mein Eigen nenne. Mehr ist auch nicht möglich; seit Jahren erledigen Freunde die Einkäufe für mich oder die Sachen werden geliefert.

Die Highlights in meinem mittlerweile doch recht trostlosen Leben sind mein Enkelsohn, mein Sohn und meine Schwiegertochter.

Alle Tage bekomme ich kleine Videos auf meinen PC, um die Entwicklung des Enkelsohnes zu verfolgen; leider können wir uns nicht so oft besuchen.

Aber wenn wir uns sehen, steppt der Bär! Mein Enkel ist großartig, er ist zweisprachig erzogen und spricht mit seinen zweieinhalb Lebensjahren beide Sprachen perfekt. Außerdem ist er absolut sportlich. Ich leide darunter, dass ich nicht mit ihm über die Wiesen laufen kann, dass er sich zurücknimmt, damit Oma hinterherkommt. Wenn er größer ist, habe ich die Hoffnung, einige Sachen im Sitzen mit ihm spielen zu können, zum Beispiel Tischtennis oder Badminton. Aber noch ist er zu klein, ich habe Angst, dass er beim Tischtennis im Eifer des Gefechts mit dem Mund gegen die Tischplatte läuft und sich die Zähne ausschlägt. Erst wenn der Kopf über die Platte ragt, werde ich mit ihm dieses Spiel wagen.

Ich plane, für ihn eine Laubsäge zu kaufen. Da ich handwerklich geschickt bin, möchte ich ihm beibringen, Werkzeuge zu benutzen. Nichts ist schlimmer als ein Mann, der zwei linke Hände hat. Das Gleiche gilt natürlich auch für Frauen. Bereits im August 2015 und im Februar 2017 hatte ich Professor Schäfer in Marburg angeschrieben, den man

wegen seiner Arbeitsweise auch *Dr. House* nennt. Seit 2008 versucht er mit seinen Studierenden, seltene und unerkannte Krankheiten zu diagnostizieren.

Ich hatte die Hoffnung, dass er anhand meiner Unterlagen zu einer brauchbaren Diagnose käme. Zu dem Zeitpunkt, zu dem ich ihn anschrieb, konnten Patienten die Unterlagen noch persönlich einreichen. Sein Institut erhielt damals 30 bis 40 Anfragen pro Tag. Bis Dezember 2018 hatte sich allerdings niemand bei mir gemeldet.

Verzweifelt rufe ich jetzt die Seite im Internet noch einmal auf. Oh Schreck, sie haben die Bedingungen geändert! Jetzt darf nur der behandelnde Arzt die Unterlagen einreichen. Sie bekommen inzwischen pro Tag 200 bis 250 Anfragen.

Drei Jahre lang habe ich also voller Hoffnung vergeblich auf eine Antwort gewartet! Vor lauter Verzweiflung möchte ich laut schreien, aber es kommt kein Ton aus meinem Mund. Ich schlucke mein Elend hinunter.

Hier in Berlin fällt mir auch kein Arzt mehr ein, dem ich die richtige Diagnose zutraue. Ich rufe die Organisation "Achse e.V." an, zu der ich bereits im Jahr 2015 Kontakt aufgenommen hatte. Sie stellen die Verbindung zu Medizinern in Berlin her, die sich mit seltenen und unerkannten Krankheiten beschäftigen.

Die im Jahre 2015 über sie hergestellten Kontakte waren allerdings auch im Sande verlaufen. Diese neu gegründeten ärztlichen Anlaufstellen arbeiten noch nicht diagnoseübergreifend für alle Krankheitsbereiche. Da meine Krankheit in keine Schublade passt, haben sie für mich keine Verwendung.

Ich spreche wieder mit meinem Hausarzt. Im Dezember 2018 erklärt er sich bereit, Professor Schäfer mit der Bitte anzuschreiben, sich die Unterlagen anzuschauen.

Während des Gesprächs fällt mir auf, dass er sich ein bisschen ziert wie eine Zicke am Strick. Warum ist er so zögerlich? Heute weiß ich, dass es nicht mehr üblich ist, sich

Ratschläge von anderen Ärzten einzuholen. Denn zum einen bekommt er die Mehrarbeit nicht bezahlt, außerdem kommt es ihm wohl wie ein Zeichen von Ratlosigkeit vor. Ich habe den Eindruck, dieser Blöße möchte er sich nicht aussetzen. Ich danke ihm trotzdem, dass er geschrieben hat, aber wann und ob eine Antwort kommt, steht in den Sternen.

Im März 2018 suche ich zur Operations-Besprechung die Zahnklinik auf, in der die Entfernung des Eiters an meinem noch verbliebenen Zahnimplantat vorgesehen ist - dem Rest von drei zuvor eingesetzten Implantaten. Nach einem CT des Kiefers sehen wir, dass der Eiter nicht mehr vorhanden ist. Das Problem hat sich erledigt, da ich inzwischen mein Antibiotikum, das ich vertragen habe, genommen habe.

Mein körperlicher Zustand ist so schlecht, dass ich nur imstande bin, wenige Schritte am Rollator zu laufen. Die Arbeit schaffe ich noch mit Ach und Krach. Ich kann mich nur noch mit Hilfe der Familie und Freunde im Alltag versorgen.

Privat habe ich alle Kontakte zur Außenwelt abgebrochen, weil ich für gesunde Menschen nach meinem Empfinden nicht mehr zu ertragen bin. Mein Leben spielt sich nur auf der Arbeitsstelle und bei der Physiotherapie ab, bei der ich auch immer weniger Übungen ausführen kann.

Mein Zuhause ist, meine Burg. Hier sitze ich stundenlang am Computer und schreibe oder lese, denn im Sitzen geht es mir einigermaßen.

Ich darf mir nur nicht den Punkt am Rücken abquetschen, der den Spasmus im rechten Bein auslöst und mir selbst am Rollator keinen Schritt mehr ermöglicht. Meine Blase spielt immer noch verrückt, sie schickt mich ständig auf die Toilette. Wegen des ständigen Schwindels steht mein Körper unter Strom, damit ich das Gleichgewicht halten kann und nicht stürze.

Ich hasse Briefumschläge mit einem schwarzen Rand

Mein Herz klopft bis zum Hals, ich reiße den Umschlag auf. Als ich den Namen des Verstorbenen erblicke, erfasst mich tiefe Trauer. Mein letzter über alles geliebter Onkel ist am 21. Juni 2018 im Alter von 86 Jahren gestorben.

Sofort habe ich die Bilder von unserem letzten Treffen vor Augen. Er war "ein Mann von Welt", bis zu seinem Tode.

Nie war er mit bekleckertem Hemd oder mit einer von Urin besprenkelten Hose herumgelaufen. Als Kind verkörperte er für mich auf den Kinderfesten in der Laubenkolonie, in der er ein Häuschen hatte, den *Onkel Pelle*. Er schenkte mir zu Weihnachten das schönste Puppenhaus der Welt, mit einem begrünten Dachgarten, den man über einen Fahrstuhl erreichte. Auf diesem Dachgarten standen kleine, aus Holz selbst geschreinerte, funktionstüchtige, klappbare und mit Stoff bezogene Liegestühle. Für den Stoff hatte meine Tante den bunt gestreiften Gürtel ihrer soeben gekauften Küchenschürze geopfert. Bei meiner Hochzeit hielt mein Onkel mit seiner ausdrucksstarken Stimme die Hochzeitsrede.

Ich weine still vor mich hin. Erst als ich den Brief weiterlese, kann ich mich beruhigen. Meine Tante schreibt:

„Mein lieber Mann ist sanft eingeschlafen“. Der Satz beruhigt mich. Noch bevor ich meine Tante anrufe, ist mir klar, dass er kein langes Krankenlager hatte. Nach einer Woche, in der es ihm nicht gut ging, ist er gestorben. Ich möchte unbedingt an der Trauerfeier teilnehmen. Wegen meiner Einschränkungen beim Laufen sehe ich mir bei Google Maps den Friedhof an. Oh je, das sieht nicht gut aus.

Ich rufe die Friedhofsverwaltung an und erkläre, dass ich den Vermerk "AG"¹ im Schwerbehindertenausweis habe; an

guten Tagen schaffe ich am Rollator eine Laufstrecke von 50 Metern. Ich bekomme die Erlaubnis, mit dem Auto bis zur Kapelle vorzufahren, aber bis zur Grabstelle der Urne muss man einen Kilometer Fußmarsch zurücklegen. Ich rufe gleich meine Tante an und erzähle ihr von der Entfernung der Grabstätte. Ich sage ihr, dass ich sie mit dem Auto abhole und sie dort hinfahre. Sie lehnt dankend ab, ihr Neffe fährt sie zum Friedhof; meine Warnung schlägt sie in den Wind. Ich fahre also alleine zum Friedhof, zuvor packt mir mein Blumenladen noch das Grabgesteck in den Kofferraum. An diesem 24. Juli 2018 haben wir 32 Grad Außentemperatur.

In meiner Trauer fahre ich an der Einfahrt vorbei und lande an einem Eingang, wo ich in zehn Metern Entfernung die Kapelle sehe.

Da hier zufällig ein Parkplatz frei ist, steige ich aus dem Auto aus, klappe meinen Rollator auseinander, stopfe die Blumen in das Rollatornetz und schleiche Richtung Eingangstür.

Vor mir marschieren drei ältere Herrschaften, die an einer Hinweistafel stehenbleiben.

Ich frage sie, wo der Eingang der Kapelle ist - ich bin heute so schlecht zu Fuß, dass ich es mir nicht leisten kann, in die falsche Richtung zu laufen. Zufällig wollen die Trauergäste auch zur Beerdigung meines Onkels. Da es sich um Verwandte und Freunde meiner Tante handelt, kenne ich niemanden, sie nehmen mich aber gleich in ihrer Mitte auf. Meine Tante sitzt mit den Trauergästen vor der Kapelle auf einer Bank. Nach der Begrüßung setze ich mich auf meinem Rollator daneben. Aus Eitelkeit hat meine Tante, die auch schon 85 Jahre alt ist, nur den Stock mitgenommen, mit dem sie sich vorwärts bewegt. Wegen meiner schwachen Blase schweift mein Blick umher auf der Suche nach einer Toilette. Ich frage den Trauerbegleiter, wo die Toiletten sind, sein Finger zeigt in die Ferne. Das kann ich nicht schaffen. Ich raffe mich also auf, schleiche zum Auto und fahre bis zur Einfahrt zurück, dort gibt es auch Toiletten. Ich halte an und

gehe mit dem Rollator zum Klohäuschen. Allmählich wird es Zeit. Kaum berühre ich die Klinke, hupt ein Fahrzeug von der Friedhofsgärtnerei, sie passen nicht an meinem Auto vorbei. Schwerfällig stelle ich den immer wieder umknickenden rechten Fuß auf die Fahrbahn, schleiche zum Auto zurück, packe den Rollator ein und fahre rechts um die Ecke auf einen Seitenweg. Anschließend gehe ich den Weg zurück zur Toilette, meine Blase schreit, aber ich komme dort trocken an. Inzwischen ist viel Zeit vergangen. Ich pese mit meinem Auto über den Friedhof, denn die Trauerfeier beginnt in zehn Minuten. Alle warten auf mich. Eine Angestellte des Bestattungsunternehmens begleitet die Feier, sie öffnet für mich die Tür zur Kapelle. Dort stehe ich vor acht hohen Steinstufen.

Der Anblick lässt mir das Blut in den Adern gefrieren. Doch mein Wille, an der Trauerfeier teilzunehmen, ist stärker als der Zweifel, die Treppe überwinden zu können.

Frohen Mutes setze ich den linken Fuß auf die erste Stufe. Der rechte Fuß fühlt sich nicht angesprochen und klebt am Boden fest. Ich versuche, mich am Geländer hoch zu zerren, aber der rechte Fuß bleibt eisern stehen. Über dieses Unvermögen bin ich total verzweifelt. Ich möchte so gerne an dieser Feier teilnehmen!

Da spricht mich die Angestellte des Bestatters an. „Kann ich Ihnen helfen?“

In meiner Verzweiflung sage ich ja. „Können Sie mir den rechten Fuß auf die nächste Stufe stellen?“

So überwinden wir gemeinsam die Treppe, und als sie oben an mir vorbeigeht, raunt sie mir noch zu: „Bleiben Sie auf Ihrem Rollator sitzen, die Bänke in der Kapelle sind zu niedrig, da bekomme ich Sie nicht mehr hoch.“ Der Pfarrer singt am Schluss der Feier mit einer wunderschönen Stimme ein Lied, das mir nicht geläufig ist.

Hinter mir erklingt eine Frauenstimme, die das Lied elfengleich mitsingt.

Dieser Gesang hat Gänsehautfeeling; es ist die spontane Aktion einer trauernden Freundin. Ich verweile, bis die Trauergäste die Kapelle verlassen. Die Angestellte des Bestatters läuft mit mir die Treppe genauso wieder herunter, wie wir sie vorher hochgelaufen sind.

Ich will mich von allen verabschieden, aber da sagt die Angestellte: „Setzen Sie sich auf den Rollator, ich schiebe Sie bis zur Grabstätte“. Das kann ich nicht annehmen, aber da mischen sich zwei Trauergäste ein und sagen, dass sie mitschieben, das ginge schon.

Ergriffen setze ich mich auf den Rollator, sie schieben mich bei 32 Grad durch die gleißende Sonne, kein Lüftchen weht. Ich sitze mit dem Rücken zum Geschehen und frage die Trauerbegleiterin, die meinen Rollator schiebt, wie es meiner Tante geht. Die schleicht mit letzter Kraft mühsam am Stock und führt uns zur Grabstätte. Ich traue meinen Augen nicht: Vor uns erstreckt sich eine riesige Rasenfläche und genau in der Mitte liegt die Grabstelle für die Urne.

Hoffentlich schaffe ich es bis zu dem Loch!

Meine Tante muss gestützt werden, sie verlässt das Grab. Im Vorbeigehen zeige ich ihr die Bank am Ende der Wiese und sage ihr, sie soll sich dort hinsetzen. Auf dem Weg zur Bank denke ich: *Warum hat sie nicht auf mich gehört?* In dem Augenblick sagt meine Tante laut vor versammelter Mannschaft: „Ja, Petra hat mich vor dem langen Weg gewarnt, sie wollte mich mit dem Auto mitnehmen und den Rest des Weges sollte ich im Rollstuhl fahren, ich habe ihr nicht geglaubt“.

Sie hat keine Kraft mehr, die Bank zu verlassen. Guter Rat ist teuer, was machen wir jetzt? Wieder greift die Angestellte des Bestatters ein. „Wenn Sie mir vertrauen, geben Sie mir Ihren Autoschlüssel, ich hole das Auto bis hierher an den Weg, Ihre Tante muss dann nur ein paar Schritte zurücklegen“.

Wir müssen lange warten, denn die Angestellte, deren Namen ich nicht weiß, muss einen Kilometer bis zum Auto

zurücklaufen. Jetzt kommt sie mit meinem Auto gefahren, überreicht mir die Schlüssel mit den Worten: „Da ich ein Automatikauto fahre, kenne ich mich mit Schaltwagen nicht aus. Ich habe den Rückwärtsgang nicht gefunden und musste vorwärts zwischen den Gräbern den Parkplatz verlassen, zum Glück hat mich niemand gesehen“.

Auf dem Weg zum Auto wird meine Tante von zwei Freundinnen gestützt. In meinem Auto lässt sie sich erschöpft nieder. Mit Mühe und Not erreiche ich selbst mein Fahrzeug. Normalerweise fahre ich nicht, wenn mein Fuß mir nicht gehorcht, aber das Restaurant ist direkt um die Ecke. Ich fahre mit 30 km/h, meine Tante mustert mich argwöhnisch von der Seite.

Ich kann ihre Gedanken erahnen. *Die fährt aber beschissen*, steht auf ihrer Stirn geschrieben. Auf dem Parkplatz angekommen, verlässt meine Tante schnell das Auto. Sie läuft im Sturmschritt über den Hof, aber an der Tür wartet sie auf mich.

Ich zerre den Rollator aus dem Auto, mein rechter Fuß lässt sich nicht gerade auf den Boden stellen, die Fußspitze zeigt scharf nach links. Beim Abstellen knickt der Fuß schmerzhaft im Knöchelbereich, abwechselnd nach rechts und nach links.

Zum Glück steht mein rettender Rollator neben mir, an dem ich mich festklammere, um nicht zu stürzen. Mit letzter Kraft erreiche ich die Tür. Durch die Hitze, die draußen herrscht, sind wir beide völlig ausgetrocknet.

Das Restaurant wirkt unpersönlich, obwohl meine Tante und mein Onkel dort Stammgäste waren. Der Raum ist dunkel, der Tisch ist kahl, ohne Tischdecke. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes fällt ein bisschen Tageslicht durch das Fenster herein. Muffig fragt die Bedienung nach unseren Wünschen. Dann bringt sie das bestellte Wasser, bietet uns aber nicht einmal einen Platz an. Wir setzen uns an die lange Tafel. Meine Tante sagt: „Die anderen brauchen aber lange, um hierher zu kommen.“ Ich

muss lachen. „Tante, sie müssen erst den Kilometer, den wir gefahren sind, zum Auto zurücklaufen und dann noch hierher kommen.“

Insgesamt sind wir sechzehn Personen. Die meisten reisten aus Hamburg an, alle sind Mitglieder eines Segelclubs und dadurch mit meinem Onkel befreundet. Die Bedienung wird nicht netter.

So etwas können sie sich nur mit alten Leuten leisten, die wegen ihrer körperlichen Unbeweglichkeit Restaurants in ihrer Nähe aufsuchen müssen. Die Preise sind auch gepfeffert. Ich kann mich kaum auf den Beinen halten. Nach dem Essen bedanke ich mich bei allen für ihre großartige uneigennützige Hilfe, durch die ich an der Trauerfeier teilnehmen konnte, und verabschiede mich.

Ich steuere wie ein Roboter mein Auto nach Hause und falle völlig ausgepowert sofort ins Bett.

Später bekomme ich ein schlechtes Gewissen. Ich habe versäumt, die nette Frau vom Bestattungsinstitut nach ihrem Namen zu fragen. In der nächsten Woche rufe ich meine Tante an und frage sie danach. Sie weiß ihn auch nicht.

Meine Tante wohnt genau gegenüber vom Bestattungsinstitut, aber ich bekomme dort keinen Parkplatz, von dem aus ich fußläufig das Geschäft erreichen könnte. Ich möchte der Angestellten für ihren großartigen Einsatz danken und ihr eins meiner Bücher schenken, damit sie versteht, warum ich nicht zur Grabstelle laufen konnte.

Meine Tante sagt, wenn sie das Buch bekäme, würde es ihr nichts ausmachen, es hinüber ins Geschäft zu bringen.

So haben wir es gemacht. Ich habe ihr das mit Widmung und Geldschein versehene Buch per Post geschickt. Wegen meines miserablen Gesundheitszustands quält mich oft ein schlechtes Gewissen, weil ich meiner Tante nicht mehr zur Hand gehen kann. Besuchen kann ich sie nicht, sie wohnt in der dritten Etage ohne Fahrstuhl. Sie kann nur zu mir kommen.